

Thomas
Meinecke
Hellblau

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3508

»Disco, House und Techno DJs haben mein Schreiben so sehr beflügelt, wie die Beat Generation durch das beseelt dekonstruktive Altsaxophonspiel Charlie Parkers beeinflusst wurde«, sagt Thomas Meinecke und legt mit *Hellblau* »etwas ganz Besonderes« vor, »eine Art Roman von Deutschlands bestem Popphilosophen« (*Cosmopolitan*), einen Roman von »verführerischem Sound«, der um die Konstruktion ethnischer Identität kreiselt.

Was ist ein Europäer, Afrikaner, Amerikaner, der jüdische Mann? Welche Folge hat der transatlantische Sklavenhandel für die heutige Technomusik? Wovon erzählt Techno? Und wie politisch ist das? Inwiefern kann die Sängerin Dana International als ehemaliger Junge den Staat Israel beim Grand Prix de la Chanson repräsentieren? Und welche Farbe hat eigentlich Mariah Carey? Tillmann und seine Freundinnen Cordula und Yolanda tauschen E-Mails, Faxe, Platten und Bücher aus und treiben den Diskurs voran: Pop goes politics.

Thomas Meinecke, 1955 in Hamburg geboren, lebt seit 1994 in einem oberbayrischen Dorf. Er ist Schriftsteller, Musiker in der Band FSK und Radio-Discjockey. Zuletzt erschien sein Roman *Tomboy* (st 3118).

Thomas Meinecke
Hellblau
Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3 508

Erste Auflage 2003

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Umschlag nach Entwürfen von

Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 3-518-45508-7

1 2 3 4 5 6 - 08 07 06 05 04 03

Hellblau

Im Ernstfall solle ich mich einfach flach auf den Boden werfen. Mein koreanisches Transistorradio vermeldet, in beunruhigender, durch einen schrillen Pfeifton angekündigter Unterbrechung seines Programms, wie ich mich eventuell schon binnen kurzer Zeit zu verhalten hätte. Nicht nur flach auf den Boden werfen, sondern, nach Möglichkeit, zusätzlich unter dem Tisch Deckung suchen. Dann wird das nachmittägliche Musikprogramm mit Musik von Mariah Carey fortgesetzt. Ich stoße das Mückengitter auf, trete auf die Veranda hinaus, versuche auszumachen, wie sich meine Nachbarn verhalten, kann aber in keinem der umliegenden Häuser ein Lebenszeichen erkennen. Ich springe in meinen Mietwagen und rolle im Schrittempo durch das Dorf. Denke an die Fernsehbilder von der letzten Evakuierung. Sehe einige Männer vor dem Gemischtwarenladen stehen und ihre Gesichter zum Himmel recken; erkenne, daß der älteste von ihnen mit den Schultern zuckt. Keinerlei Abreiseaktivitäten vor den Hotels. Ich halte an, drehe die Scheibe hinunter, empfinde die ungewohnte Windstille als unheimlich. Bei der Küstenwache kann ich in Erfahrung bringen, daß von offizieller Seite keine Evakuierungsmaßnahmen eingeleitet worden sind. Ich kehre zu meinem Haus zurück, höre beim Einbiegen in die mit Muscheln gekieste Einfahrt das im Innern noch immer laufende Radio. Am Ende der Wiese hat, früher als sonst, seit ich mich hier eingemietet habe, der Leuchtturm den nächtlichen Betrieb aufgenommen, schickt sein gelbes Licht, über mein Dach hinweg, aufs schwarze Meer hinaus. Ich ziehe mir ein T-Shirt über, öffne eine Dose Bier und mache mich wieder an meine Arbeit.

Der Mann ist an Händen und Füßen gefesselt. Den Mund hat er verklebt bekommen, nachdem er sich gegen seine Abschiebung gewehrt hat. In der Linienmaschine wird er hinter einem Vorhang in der letzten Reihe plaziert. Da er zunächst völlig ruhig bleibt, nehmen die ihn begleitenden Beamten das Pflaster über seinem Mund ab. Daraufhin beginnt der Mann sofort zu schreien, um die anderen Passagiere auf sich aufmerksam zu machen. Bei einer Zwischenlandung in Kamerun reißen daraufhin rund zwanzig Passagiere den Vorhang weg, schlagen und treten auf die Polizisten ein und befreien den jungen Asylbewerber. Die Behörden in Kamerun lassen die Maschine erst weiterfliegen, nachdem die Swissair zugesagt hat, den Kongolesen wieder mit nach Zürich zu nehmen. Ich kopiere mir diese Meldung, frage mich während des zügigen elektronischen Vorgangs kurz, weshalb ich gern wüßte, welcher Herkunft die mutigen Swissair-Passagiere in Kamerun waren, und drehe den Kopf dem Mückengitter zu, worauf sich meine Gedanken vorübergehend verflüchtigen. Eine leichte Brise ist aufgekommen, läßt draußen die hohen Gräser rauschen. Auch die Brandung am Sund wirkt jetzt lauter. Ich betrachte meinen beim Öffnen der Bierdose eingerissenen Fingernagel; ich finde alle meine Fingernägel zu lang. Helle Blitze flackern über das nunmehr grünliche Firmament und lassen meinen Bildschirm zwischenzeitlich erlöschen. Bevor ich den Rechner ausschalte, ist noch ganz schnell, in einer Maschine der Lufthansa, kurz hinter Frankfurt am Main, von wo aus das Flugzeug gestartet war, ein Mann zu Tode gekommen, nachdem ihm, der gleichfalls gefesselt war, Beamte des Bundesgrenzschutzes den Kopf, der sich in einem sogenannten Integralhelm befand, auf die Brust hinunter gedrückt haben. Zwischenlandung in München, Obduktion des sudanesischen Asylbewerbers. Besorgte Miene des verantwortlichen deutschen Innenministers nach Bekanntwerden des Zwischenfalls. Download. Abwahl.

Das Zentrum des Zyklons hat sich, um einiges südlich von meinem Aufenthaltsort, auf das karolinische Festland um die Stadt New Bern zubewegt. Ohne daß der Rundfunk Entwarnung gegeben hätte, finde ich mich unter einem deutlich aufgehellten Wolkenhimmel in der jetzt erst wirklich anbrechenden Abenddämmerung an der Fernsprechsäule vor dem Silbersee wieder, im nur noch tröpfelnden Regen, die Pelikane beobachtend, auf das Signal im Hörer lauschend. Yolanda scheint noch nicht zu Hause zu sein, also spreche ich ihr die folgenden Worte aufs Band: In der israelischen Zeitung Ha'aretz vom 27. November letzten Jahres entdeckte ich heute einen Aufsatz Admiel Kosmans, in dem sich dieser, von Dana Internationals Sieg beim Grand Prix Eurovision de la Chanson 1998, den ich dir letztes Jahr als Video geschickt habe, sowie den damit verbundenen politischen Unruhen in Israel ausgehend, einer Beantwortung der Frage zu nähern versucht, inwiefern ein ehemaliger Junge als Frau den Staat Israel zu repräsentieren berechtigt sei, und zwar im religiösen Sinn, nach Maßgabe der Torah. Schicke ich dir, Yolanda, in den nächsten Tagen zusammen mit Shlomo Katz' Negro and Jew von 1967 zu, das ich inzwischen, mit gemischten Gefühlen, durchgelesen habe. Dieses Jahr übrigens wurde die Bundesrepublik Deutschland bei dem erst kürzlich aus Dana Internationals Heimatstadt Tel Aviv übertragenen Grand Prix von einer Formation vertreten, die aus sozusagen in Deutschland geborenen Türken bestand, die in deutschen Massenmedien als deutsch-türkisch apostrophiert wurden; logischer schiene mir, wenn schon, denn schon, und loosely according to your very own definition of African-American, die Zuschreibung türkisch-deutsch, jedoch ich komme, Yolanda, an diesem Punkt, den ich so gern überhaupt ganz überwunden hätte, momentan sowieso nicht weiter. Was mich auch zur zentralen Frage meines Anrufs, die mich durch widrigste Unwetter zu diesem öffentlichen

Fernsprecher trieb, bringt: Welche Farbe hat Mariah Carey?

Im Bus lese ich, über die Schulter einer älteren Dame hinweg, daß die britische Königin Elisabeth II. afrikanische Vorfahren hat. Eine afrikanische Linie führe über eine deutsche Prinzessin, eine noch zusätzliche andere über den russischen Dichter Alexander Puschkin und Prinz Philip direkt ins Königshaus. Die Frau des von 1760 bis 1820 regierenden Königs Georg III., die deutsche Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, stamme direkt vom portugiesischen König Alfonso III. ab, der einen Sprößling mit einer afrikanischen Geliebten namens Madalena Gil gehabt habe. Auch der Ehemann der Königin, Prinz Philip, besitze einen afrikanischen Vorfahren, da er mit Alexander Puschkin verwandt sei. Puschkins Urgroßvater sei Ibrahim Petrovitsch Gannibal gewesen, ein Äthiopier, der Zar Peter dem Großen zum Geschenk gemacht worden sei. Gannibal sei dann in Frankreich ausgebildet und im Anschluß an seine Rückkehr nach Rußland zum General ernannt worden. Mein Bus passiert die Reihe der gespenstischen Robert Taylor Homes. Abermals habe ich nicht den Jeffrey Express an der Küste entlang genommen, sondern den 55er und State Street Bus durch die South Side. Kinder kommen aus einem der Hauseingänge gelaufen und werfen johlend Steine auf unser Fahrzeug. Den Fahrer läßt dies völlig ungerührt. Die ältere Dame vor mir hingegen faltet ihre Zeitung zusammen, murmelt etwas Unverständliches, zupft an ihrem Haarnetz herum. Im Radio habe ich heute morgen beim Ankleiden gehört, unten in Feuerland sei jetzt im hohen Alter der letzte Indianer gestorben; von nun an gebe es nur noch Mischlinge. Als ich nach Hause komme, ist Tillmann auf dem Anrufbeantworter und fragt mich nach Mariah Careys Hautfarbe.

Mir fällt ein, daß meine Nachbarin Mariah Careys Augenbrauen trägt. Sie hatte sich bei Eyebrowz™ entsprechende, nach der populären Sängerin benannte Schablonen bestellt; mußte zunächst ihre Brauen zurechtstutzen, nämlich in sowohl schmalere als auch kürzere Form bringen, sie blond einfärben, dann die Schablonen anlegen und ein bräunliches Puder auf die freien Flächen Haut und Haar auftragen. Nach Abnehmen der Schablonen besaßen Shanices Augenbrauen exakt die sanft geschwungene Form derjenigen Mariah Careys. Großformatige Fotografien, die Shanice bei sich hatte, als sie an meiner Tür klingelte, bewiesen es. Ob ich die tollen Schablonen nicht auch einmal ausprobieren wolle, fragte sie und kickte übermütig eine ihrer plüschbesetzten Pantoletten in mein Wohnzimmer. Das mitgelieferte Puder verleihe der zunächst ungewohnten Form ein weiches, natürliches Aussehen. Zumal du ein ebenso ovales Gesicht wie Mariah hast, Yolanda. Auch ihre Augenfarbe. Ich aber hatte Mariah Careys Züge noch nie genau studiert. Hatte in ihr, wenn sie im Musikfernsehen auftauchte, immer nur eine weitere landläufig gutaussehende Blondine gesehen. Dann aber sagte Shanice, mit ihren Hochglanzfotos wedelnd, gänzlich unvermittelt: Na, was denkst du, is she or isn't she? Ich wußte gar nicht, worauf meine Nachbarin hinauswollte. Yes, she is, triumphierte Shanice mit einem Luftsprung. Und damit war Mariah Carey schwarz.

RuPaul sagt: Who says black people have to be black? Mariah Carey wurde am 27. März 1970 in Long Island, New York, geboren. Ihr Name entstammt angeblich einer amerikanischen Eingeborenensprache. Jedenfalls wurde sie nach dem Lied They Called the Wind Mariah aus dem Western Musical Paint Your Wagon getauft. Mariahs Mutter war eine weiße irische Opernsängerin, ihr Vater ein schwarzer venezolanischer Flugzeugingenieur. People say:

Wer nicht ganz weiß ist, ist schwarz. Mariah Carey sagt: I am black. Sie bekennt aber auch: Coming from a racially mixed background, I always felt like I didn't really fit in anywhere. Die gesamte Familie hatte unter der rassistischen Intoleranz ihrer Umgebung zu leiden. Als Mariah drei Jahre alt war, ließen sich ihre Eltern scheiden. Schwester Alison hatte von allen drei Geschwistern die dunkelste Haut; also bot sie das häufigste Angriffsziel für explizite Erniedrigungen. Bruder Morgan litt unter Epilepsie. Mariah und Morgan blieben bei der Mutter, Alison ging mit dem Vater. Mariah stürzte sich total in die Musik. Verdiente sich nebenbei etwas Geld als Kellnerin und Garderobiere, kehrte die abgeschnittenen Haare in einem Frieseurladen zusammen, hing aber meistens in diversen Studios herum und schrieb schon früh eigene Songtexte. Sie sagt: What I write is all from my imagination. I put myself in other women's shoes. I can feel their pain and joy when I think about it. It's all the same, we're all women. Mit achtzehn Jahren fiel Mariah als Hintergrund Sängerin für die Rhythm & Blues-Interpretin Brenda K. Starr positiv auf. Tommy Mottola, Präsident von Columbia Records, nahm sie unter seine Fittiche und heiratete sie. 1990 gewann sie einen weißen Grammy als beste Pop-Sängerin, 1992 einen schwarzen American Music Award als beliebteste R&B-Künstlerin. Seitdem veröffentlicht Mariah Carey ein erfolgreiches Album nach dem anderen. 1995 sang sie ein Duett mit dem Wu-Tang Rapper Ol' Dirty Bastard; das hätte uns eigentlich schon aufhorchen lassen können, Tillmann. Die Leute sagen, Tommy Mottola habe versucht, totale Kontrolle über seine Ehefrau zu erlangen, ihr restlos vorzuschreiben, mit wem sie Umgang haben dürfe, wohin sie gehen dürfe, was sie anzuziehen habe. 1997 trennte sie sich von ihm und arbeitete von nun an in musikalischer Hinsicht immer häufiger auch mit schwarzen Künstlern und Künstlerinnen wie Puffy Combs und Mis-

sy Elliott zusammen. Sie sagt: I love a lot more hard-core stuff that people don't think I listen to. In the past, people have been concerned, some songs were too R&B. Everybody would say: Don't do that. People might think there's a rapper on there. Das Haus, in dem Mariah und Tommy gelebt hatten, wurde für 20 Millionen Dollars verkauft. Mariah Carey spendet regelmäßig und großzügig Geld für wohltätige Zwecke, unter anderem für ihre eigene Organisation Camp Mariah, die American Foundation for AIDS Research sowie den United Negro College Fund. Sie sagt: If you see me as just the princess then you misunderstand who I am and what I've been through.

Vielleicht ergibt sich bei genauerer Untersuchung, daß Schwärze und Finsternis in gewissem Grade schon vermöge ihrer natürlichen Wirkungsweise schmerzvoll sind. Cheselden hat uns die sehr merkwürdige Geschichte eines Knaben überliefert, der blind geboren war und bis zum dreizehnten oder vierzehnten Jahre blind blieb; dann wurde ihm der Star gestochen, und durch diese Operation gewann er das Augenlicht. Neben vielen anderen bemerkenswerten Eigentümlichkeiten, die seine ersten Wahrnehmungen und Beurteilungen visueller Objekte begleiten, erzählt uns Cheselden auch, daß dem Jungen das erste schwarze Objekt, das er sah, großes Unbehagen verursachte und daß er einige Zeit später, als er zufällig eine Negerin sah, über diesen Anblick in großen Schrecken geriet. Also schrieb Edmund Burke 1759 in seiner Philosophischen Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen. Ich finde diese bezeichnende Stelle in Paul Gilroys Aufsatz über Cultural Studies und ethnischen Absolutismus in einer Ausgabe der Halbjahresschrift für Politik und Verbrechen, Die Beute, zitiert; wenige Seiten, bevor ich abermals auf mein Drexciya-Motiv stoße, dessen komplizierter Entwicklung halber ich

mich nicht zuletzt hierher, an die karolinische Atlantikküste, begeben habe. Atlantik auch wie Atlantis. Platon.

Ende des achtzehnten Jahrhunderts habe sich schätzungsweise ein Viertel der britischen Marine aus Afrikanern zusammengesetzt. Auch in Amerika seien erstaunlich viele Schwarze zur See gefahren. Paul Gilroy spricht von einer Poetik der Schwarzen Atlantischen Welt. Beschreibt Turners Gemälde eines Sklavenschiffs, von dessen Deck aus die Kranken ins Meer geworfen werden, streift Marcus Garvey sowie Langston Hughes und zitiert Peter Linebaughs These, daß das Schiff das wahrscheinlich wichtigste Mittel panafrikanischer Kommunikation vor der Erfindung der Langspielplatte gewesen sei, Meeresschiffe demnach nicht einfach als abstrakte Verkörperungen des Handels, sondern als komplexe Vehikel des politischen Dissenses und einer auf ganz besondere Weise transatlantischen kulturellen Produktion zu begreifen seien. Die Verbindungen zum Kampf um die Abschaffung der Sklaverei seien dabei unübersehbar, schreibt Gilroy, der diese erste internationale Bewegung als Vorläufer einer postmodernen politischen Vernunft einstuft. Paul Gilroys *Black Atlantic*, in einem kurz vor meiner Abreise aus Chicago erhaltenen Attachment Cordulas, als Klasse verwobenes Netzwerk zwischen den USA und Afrika, Lateinamerika und Europa, Großbritannien und der Karibik, an dem entlang Informationen, Menschen und Schallplatten sowie irre Dematerialisierungssysteme schon seit Beginn der transatlantischen Sklaverei, gleichzeitig dem Beginn der Moderne, transportiert, zurückgesandt sowie kreuzweise hin und her verschifft worden seien. Ich vergegenwärtige mir einige Titel der Drexciya-Platten, die ich in Mannheim stehen habe: *Deep Sea Dweller*. *Sea Quake*. *Nautilus 12*. *Aquatic Invasion*. *Aquabahn*. *Water Walker*. *Bubble Metropolis*. *Danger Bay*.

Die Bedienung mit dem zierlichen Davidstern an der Halskette fragt mich, ihr Trinkgeld einstreichend, ob ich die im Norden der Insel eingepferchten Wildpferde schon gesehen hätte. Sie selbst, auf dem Festland, nahe Virginias Grenze, am Rand des Great Dismal Swamp aufgewachsen, glaube nicht, was sich die Inselbewohner erzählten, wonach die heute unter Naturschutz stehenden Rösser auf ein hier vor Jahrhunderten gestrandetes Segelschiff aus Arabien zurückzuführen seien. I have no idea, Vermilion, gebe ich zu, da wird die freundliche Kellnerin auch schon in die Küche gerufen. Nach meinem Imbiß im Café Atlantic schlendere ich ein bißchen durch die verschlafenen Straßen von Ocracoke und sehe, vollkommen unvermittelt, die Flagge Großbritanniens durch das schattenspendende Eichenlaub wehen. Wenige Augenblicke später stehe ich wie angewurzelt vor einem Schild, auf dem in antiquierten Lettern British Cemetery geschrieben steht. In modernen darunter: Cared for by the crew of Coast Guard Station Ocracoke. Daneben ein weiß gestrichener Lattenzaun, ein Karree mit vier weißen Grabsteinen einfriedend. Zwischen diesen eine alte Frau mit verzinkter Gießkanne. Sie erklärt mir, daß der Boden unter ihren Füßen der englischen Krone gehört. Erst kürzlich hätten die örtlichen Pfadfinder hier einmal wieder richtig aufgeräumt; die Engländer selbst kümmerten sich kaum um ihren Friedhof. Obwohl die in eine am Friedhofszaun angebrachte Bronzeplakette gravierte Inschrift lautet: If I should die think only this of me that there's some corner of a foreign field that is forever England. Im August 1976, zur Zweihundertjahrfeier der Vereinigten Staaten, habe North Carolina diesen Flecken ehemals kolonialer Erde an das englische Königshaus zurückgegeben; zuvor hatte es der hiesigen Familie Williams gehört. Ein komplizierter bürokratischer Akt, führt die Alte aus, du kannst ja nicht einfach so Land an eine fremde Macht veräußern. Seit 1942 lägen die vier Briten

hier begraben. Einer von ihnen, Lieutenant Cunningham, habe einen pechschwarzen Bart gehabt. Deutschland habe sie, alle vier, auf dem Gewissen.

Ich erfahre, daß Deutschland die atlantischen Küstenstreifen der Outer Banks ganz unmittelbar in die Kampfhandlungen des letzten Weltkriegs hatte verwickeln können; Ocracoke war dabei sogar verdunkelt worden. Ein Mister Naisawald habe alles fein säuberlich aufgeschrieben. Etwas ganz anderes: Wo ich denn eigentlich her sei. From Germany, sage ich, und schon ist meine Gesprächspartnerin im Wacholdergebüsch verschwunden. Im Gemischtwarenladen erhalte ich L. Vanloan Naisawalds Broschüre, angestaubt, für 5 Dollars und 95 Cents. Gleichzeitig mit dem Wagen von Federal Express treffe ich vor meiner Hütte ein und halte kurz darauf, vor Neugier fiebernd, einen ganzen Stapel vor wenigen Tagen bestellter, druckfrisch duftender Bücher in den Händen. Am liebsten würde ich alle zugleich durchlesen. Womöglich werde ich Jeffrey Melnick's Untersuchung A Right to Sing the Blues, African Americans, Jews, and American Popular Song untertitelt, gegen Shlomo Katz' Negro and Jew in Stellung bringen können, denke ich und trage den ungeduldig aufgerissenen FedEx-Karton nach drinnen. Ganz wichtig auch die Frage: Wann werde ich nach Nags Head fahren, um mir ein paar Mariah Carey CDs für die Boom Box zu besorgen? Boom Box, auch Ghetto Blaster.

Naisawald schreibt, daß die vier Toten von der HMS Bedfordshire stammen, einem notdürftig zu Zwecken der intensivierten U-Boot-Bekämpfung umgerüsteten britischen Fischdampfer im zeitweiligen, von Churchill nicht zuletzt auch dem Schutz der Commonwealth-Handelsflotte eingeräumten Dienst der US-amerikanischen Kriegsmarine. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, wohnten an den Kü-

sten Virginias und North Carolinas Menschen mit noch immer lebhaften Erinnerungen an brennende Schiffe und angetriebene Wracks als Folge deutscher U-Boot-Aktivitäten von 1918. Hitlers Admiral und Nachfolger Dönitz, der bereits im Ersten Weltkrieg U-Boot-Kommandant gewesen war und 1945 die deutsche Kapitulation vor den Alliierten vollendete, hatte einen kühnen Plan mit Namen Paukenschlag entwickelt, den er ab dem 14. Januar 1942 in die Tat umzusetzen trachtete und der die nordamerikanische Atlantikküste von Halifax bis Hatteras unter eiserne reichsdeutsche Kontrolle bringen sollte. Rudeln grauer Wölfe gleich würden deutsche Unterseeboote, pechschwarze bis hellblaue, die fernen Küstengewässer durchkreuzen und dort die unzähligen Frachtschiffe torpedieren, welche, unter Land von Hafen zu Hafen ziehend, die feindliche Rüstungsindustrie belieferten. Obwohl Dönitz von Hitler, wegen dessen nordeuropäischer und nordafrikanischer Operationen, weitaus weniger U-Boote zur transatlantischen Verfügung gestellt bekam, als er sich erhofft hatte, es sollen zunächst nur sechs bis acht, später um die zehn gewesen sein, sah sich die US-amerikanische Küstenwache auf Anhieb überfordert, dieser ganz unmittelbaren nautischen Bedrohung erfolgreich entgegenzutreten. Dabei ist die See um das Cape Hatteras, wo kalte nordische auf warme Meeresströmungen aus dem Süden treffen, schon von Natur aus besonders tückisch. Mehr als fünfhundert auf dem Meeresboden, der hier Graveyard of the Atlantic genannt wird, liegende Schiffswracks machen die sogenannte Ghost Fleet of the Outer Banks aus, das älteste von 1585, als Sir Walter Raleigh an dieser Küste Land betrat. Fast vierhundert Wracks mit rund fünftausend Toten gehen, nach offiziellen Verlautbarungen Washingtons, auf das Konto der deutschen U-Boot-Angriffe allein vom Januar bis zum Juli 1942. Weshalb in jenem Jahr auch an Ocracokes ausgebaggertem Silver Lake Harbor eine fünfhun-

dert Marinesoldaten beherbergende Basis der U. S. Navy eingerichtet wurde, von der heute nur noch die weiße Zisterne nahe der Küstenwache steht. Bereits der legendäre Seeräuber Blackbeard, Edward Teach bürgerlichen Namens, hatte hier einst die Küstenschiffahrt terrorisiert, Virginias Gouverneur Spotswood daraufhin den Leutnant der königlichen Marine Maynard, mitsamt zwei schwer bewaffneten Schiffen, nach Ocracoke gesandt. Maynard hatte Blackbeard am 22. November 1718 zu Wasser enthaupten können, seinen bärtigen, bluttriefenden Kopf auf den Bugspriet seines Schiffs gespießt und den Torso des Piraten in den heutigen Teach's Hole Channel, jenen Sund und offene See verbindenden Meeresarm, den ich von meinem Haus aus sehen kann, geworfen. Edward Teach soll daraufhin, kopflos, ganz wild noch siebenmal um das siegreiche königlich englische Kriegsschiff herumgeschwommen sein. Dann erst hätten ihn seine Kräfte und Geister verlassen. Der Ortsname Ocracoke, der Sage nach auf Oh crow, cock, einen verzweifelten Ausruf Blackbeards, zurückgehend, sei in Wahrheit indianischen Ursprungs und habe im Lauf der letzten dreihundert Jahre die Schreibweisen Wokokon, Woccocon, Woccocock, Occocock, Ocacoe, Ocacock, Occacock und Ocrecock durchlaufen.

The Great American Hunting Season: Die deutschen U-Boote lauerten ihren Opfern häufig in den Schatten längst gesunkener Wracks auf und waren deshalb von oben kaum auszuloten. Tauchten sie nächtens in kriegerischer Absicht auf, nahmen sie ihre beweglichen Ziele vor den fahrlässig illuminierten Silhouetten der ostamerikanischen Küstenstädte ins Visier. Die Jagdgründe der deutschen Unterwasserkräfte erstreckten sich bis unmittelbar vor die Häfen von Boston, New York und Norfolk. Tote Seeleute wurden regelmäßig an die Strände von Ocracoke Island gespült. Es wurde kolportiert, daß ein Mann aus Swansboro,

North Carolina, verdächtige Ausflüge zur einsam gelegenen Bear Island am Bogue Inlet unternahm, um von dort aus deutsche U-Boote zu kontaktieren und mit Treibstoff beziehungsweise Proviant zu versorgen, daß Ölhändler Öl von karolinischen Häfen hinaus aufs Meer zu den U-Booten schmuggelten, fremdartige Lichtsignale über einem Wasserturm bei Manteo aufblitzten und so weiter. Nachdem die HMS Bedfordshire den weiten Atlantik überquert hatte, wurde sie im Brooklyn Navy Yard erst einmal grau übertüncht; auf Naisawalds Abbildung sieht sie ohnehin wie ein Seelenverkäufer aus. Später, in einem überfüllten Restaurant in Norfolk, Virginia, lernten zwei Männer von den Outer Banks zufällig Lieutenant Cunningham kennen, jenes Besatzungsmitglied der Bedfordshire, dessen Leiche sie wenige Wochen später am Strand von Ocracoke, ihres schwarzen Vollbarts, ihres mit schwarzen Onyx-Initialen bestückten Rings und ihrer nicht minder exzentrischen Armbanduhr halber, identifizieren würden.

Chapter III: The U 558 Against the Bedfordshire. Kapitänleutnant Krech hatte sein U-Boot westlich der Azoren bei einer der dort kreuzenden sogenannten Milchkuhe aufgetankt. An Bord sein legendäres seetüchtiges Aquarium; darin Zierfische, die klangvolle Namen im Weltkrieg mit Deutschland befindlicher Premierminister und gekrönter Häupter trugen. Krech hatte, nach Naisawalds Recherchen, wahrscheinlich versehentlich, auf jeden Fall aber gegen Hitlers damals noch bestehendes Verbot, bereits im Oktober 1941 das erste US-amerikanische Kriegsschiff im nördlichen Atlantik torpediert. Nach einigen ereignislosen Tagen vor den Bermudas lenkte Krech sein Angst und Schrecken verbreitendes U-Boot am 4. Mai 1942 in Richtung Outer Banks. Am 11. Mai um 23 Uhr 40 versenkte ein Torpedo der U 558 die HMS Bedfordshire östlich des Cape Lookout. A heavy detonation ripped the night open,